

Die heroischen Anfänge von Port-Royal¹

Von JEAN DÉCARREAUX

I

Jacqueline wurde am 8. September 1591 geboren. Sie sollte einmal als Mère Angélique berühmt werden. Sie war die vierte Tochter des Antoine Arnauld, der sich damals mit einem Teil des Pariser Parlaments nach Tours geflüchtet hatte. Später hat Jacqueline gestanden, daß das Familienleben in ihrer Jugend nicht besonders glücklich gewesen war. Ihr Vater, ein berühmter Advokat und gefeierter Redner, war mehr damit beschäftigt, ciceronianische Perioden zu bauen und sich mit den Jesuiten herumzuschlagen, als seine Tochter zu verwöhnen. Er stellte gewiß etwas vor; doch in die Geschichte sollte er erst eingehen durch die Rolle, die er in einer kritischen Stunde am Sprechgitter eines Klosters spielte. Er war wilder Zornausbrüche fähig, hatte immer über etwas zu brummen und war doch im Grunde seines Herzens gutmütig und von zarter Hilfsbereitschaft. Im übrigen war er der Auffassung, daß in einer Familie mit bescheidenen Einkünften eine Tochter die Lage kompliziert und nicht leicht unterzubringen ist. Frau Arnauld ihrerseits war ein ziemlich widerspenstiger und schwieriger Mensch. Das lag wohl an ihrem Gesundheitszustand, war sie doch fast ständig in Kindesnöten und brachte in 24 Jahren 20 Kinder zur Welt. Das letzte sollte in der Gestalt des „Großen Arnauld“ das berühmteste von allen werden. Immerhin war ihr Charakter einer gewissen Frömmigkeit nicht unzugänglich: es war eine Frömmigkeit, die auf Korrektheit wert legte, sich im Rahmen des Üblichen hielt und keine tiefere Unruhe kannte. Dabei war sie mildtätig, wenn ihre Caritas auch mehr im Almosengeben denn im Einsatz persönlicher Liebe bestand, selbst ihrer Tochter gegenüber. So kam es, daß das Kind gern zum Großvater Marion ging, einem guten Papa, der es duldete, daß sie die Zimmertür abriegelte, damit sie ihn ungestört für sich haben und an einem seiner Ärmel festhalten konnte.

Im Jahre 1600 gab es bei den Arnaulds bereits fünf Töchter, was der Familie keine geringe Sorge bereitete, zumal bei Madame Arnauld noch auf weiteren Nachwuchs zu rechnen war. Großvater Marion teilte die gemeinsamen Sorgen. Er dachte vor allem an seinen Liebling. Doch er sagte sich, wenn man ein Haus sein eigen nennt, über einigen Kredit und Beziehungen verfügt, kann es nicht unmöglich sein, sich mit Ehren aus der Affäre zu ziehen. Großvater Marion faßte den Entschluß: seine Enkelin sollte Nonne werden.

Warum sollte sie in der Tat nicht Nonne werden? Allerdings war sie erst sieben Jahre alt und besaß, wenn man von ein paar rührenden Äußerlichkeiten absah, keine ausgesprochene Frömmigkeit. Doch dafür war das kleine Mädchen schon eine um so ausgesprochenere Persönlichkeit: stolz, überlegt, gebieterisch. Schon jetzt setzte Jacqueline sich durch und wollte, daß

¹ Vgl. *Louis Cognet*, *La Réforme de Port-Royal 1591—1618* und: *Relation écrite de la Mère Angélique Arnauld*, mit Einleitung und Anmerkungen desselben Verfassers. Die klassischen Seiten von Sainte-Beuve über Port-Royal erfahren durch L. Cognet wertvolle Ergänzungen und Präzisierungen. Seine Veröffentlichungen dienen hier als Hauptquelle.

man sie als hochgeboren achtete. Sie sollte Äbtissin werden. Was brauchte es da schließlich einer besonderen Anlage zur Tugend des Gehorsams? Die Sitten der Zeit erlaubten, daß man da nicht so genau zusah.

Großvater Marion weihte sein Enkelkind in seinen Plan ein. Sie sollte Ordensfrau werden! Für sie hieß das, obwohl sie noch so klein war, vor allem, daß sie nie einen Mann bekommen würde; und darüber war sie „todtraurig“. „Aber, mein liebes Kind“, sagte Großvater Marion, „du sollst keine einfache Klosterfrau werden. Ich mache dich zur Äbtissin und Herrin der andern.“ Wenn wir bedenken, daß die Macht der Vererbung mit jeder Generation zunimmt, so spricht dieses „Ich mache dich“ Bände über die Eignung der Sippe Marion zur Herrschaft. Und wenn auch Jacqueline noch nicht ganz zufriedengestellt war, so mag sie sich in diesen Worten wieder-erkannt haben. Von dem Augenblick an, wo es darum ging zu befehlen, bekam die Sache ein anderes Gesicht. Während Jeanne, ihre jüngere Schwester, die spätere Mère Agnès, bei dem gleichen Vorschlag aufbegehrte, weil sie hatte sagen hören, „daß die Äbtissinnen Gott eines Tages über die Seelen der ihnen anvertrauten Schwestern Rechenschaft ablegen müßten“, antwortete Jacqueline rund heraus: „Ja, Großpapa, ich will Äbtissin werden und ich werde dafür sorgen, daß sie ihre Pflicht erfüllen.“ Die Antwort schmeckt nach Corneille, und man darf annehmen, daß sie aus erbaulichen Gründen retuschiert worden ist. Aber die Tatsache läßt sich nicht leugnen: nach einer Besprechung mit Großvater Marion war wenigstens für eine der Töchter die Ehre der Welt, wenn auch vielleicht nicht die Ehre Gottes sicher-gestellt. Man war sich einig: das Kind würde zur ehrenvollen Versorgung ins Kloster gebracht.

Immerhin war es selbst im 17. Jahrhundert nicht ganz so einfach aus einem kleinen Mädchen eine Äbtissin zu machen. Mag sie noch so frühreif gewesen sein, Jacqueline hatte doch gerade erst das Alter erreicht, das wir das Alter der Vernunft nennen. Aber die Arnaulds ließen nicht locker. Man hatte für seine Pläne das Kloster Port-Royal im Tal der Chevreuse in Aussicht genommen. Es wurde von der betagten Mère Boulehart geleitet, mit deren Tod man etwa zu dem Zeitpunkt rechnen konnte, da Jacqueline, zunächst als ihre Gehilfin, wie man hoffte, aufgenommen, ihrerseits imstande war, die Nachfolge anzutreten. Mère Boulehart wollte anfangs von dem ganzen Handel nichts wissen, gab aber schließlich auf Grund eines „guten Geschäfts“, über das wir nichts Näheres erfahren, nach. Was die fünfjährige Jeanne betrifft, deren erster Widerstand sich offenbar leicht überwinden ließ, so sollte sie die Abtei von Saint-Cyr erhalten. In der Zwischenzeit würde eine Stellvertreterin die Geschäfte führen, bis der Arm der jungen Titularin genügend gekräftigt wäre, um selbst den Krummstab halten zu können.

Nach der weltlichen Seite hin war es nicht schwer, die Verhandlungen zu einem günstigen Abschluß zu bringen. König Heinrich IV. geizte wahrhaftig nicht im Vergeben von Abteien und hatte Sinn für Humor. Anders war es mit Rom. Rom war offenbar nicht schlecht unterrichtet und verweigerte die Bullen. Konnten die beiden Schwestern also nicht auf der Stelle Äbtissinnen werden, so konnte man logischerweise immerhin einmal damit anfangen, sie zunächst einfach zu Klosterschwestern zu machen. Man arran-

gierte also für Jacqueline eine sehr hübsche Einkleidungsfeier in Saint-Antoine des Champs, nach welcher Vater Arnauld alle Geladenen zu einem Festmahl mit in sein Haus nahm samt der jungen Novizin, die auf diese Weise ihre Probation mit einem festlichen Schmaus begann.

Nach einem Aufenthalt in Saint-Cyr, wo es nicht ausblieb, daß die beiden jugendlichen Nonnen sich tüchtig zankten, wurde Jacqueline für ihr Noviziat nach Maubuisson geschickt, wo durch die Gunst Heinrich IV. Angélique d'Estrées regierte, die Schwester der „schönen Gabriele“, die es verstand, die Gunst des königlichen Liebhabers auf ihre ganze Familie auszudehnen. Diese Mère Angélique, die an Frivolität ihrer Schwester kaum nachstand, war für Jacqueline eine eigentümliche Novizenmeisterin. Wenigstens konnte das junge Mädchen in Maubuisson seine Betrachtungen über die Eigenschaften anstellen, die wenig zum Amt einer Äbtissin passen und über die Nachteile, die es mit sich bringt, wenn Klöster mit reichen Dotationen versehen werden; denn daher kamen ja diese ganzen Mißstände.

Inzwischen hatte sich Jacquelines Personenstand juristisch geändert. Sie hatte den Namen Angélique erhalten und war rasch zur Profeß zugelassen worden. Sie war jetzt neun Jahre alt und sich, wie sie versichert, der Verpflichtungen ihres Standes durchaus bewußt. Aber sie wußte noch nicht, was es sie einmal an Gewissensbissen kosten würde, daß sie die Verantwortung in einer kirchenrechtlich so anfechtbaren Weise auf sich genommen hatte.

Diese frühe Profeßablegung ist für die religiösen Sitten der Zeit bezeichnend. Sie paßte sehr gut in die Pläne einer ehrbaren und unbescholtenen Familie, die aber für solche Verfälschungen gar kein Gefühl hatte. Ja, noch mehr: nicht lange, und man machte die Entdeckung, daß die junge Ordensfrau, die nun Mère Angélique de Sainte-Madeleine geworden war, streng genommen nicht mehr Jacqueline Arnauld war und in keiner Weise identisch sein mußte mit dem kleinen Mädchen, dem Rom die Bullen verweigert hatte. Und wo man schon einmal so weit war, was verschlug es, wenn man sie ein wenig älter machte? Sieben Jahre mehr, das machte keinen so großen Unterschied. Rom war weit, und sein Blick reichte nicht in solche Ferne. Und für die Öffentlichkeit würde ein gutes Paar Stöckelschuhe von sechs Zoll Höhe der Frau Äbtissin eine hinreichende Größe verleihen. So wandte man sich also, nachdem das königliche Patent innerhalb von 48 Stunden erlangt war, an den Heiligen Vater mit der Bitte, die nötigen Erlaubnisse zu geben, die aus Angélique die kommende Vorsteherin des genannten Klosters machen sollten, alles, wie es sich versteht, „ohne List, Betrug oder unerlaubtes Paktieren“. Man weiß nicht recht, warum Rom dennoch zögerte. Am Ende aber kamen die Papiere doch. Sie bestellten die Mère Angélique zur Koadjutorin und, beim Hinscheiden von Madame de Boulehart, zur Äbtissin von Port-Royal.

Das Unternehmen war anfangs langsam vorangekommen; aber es war geschickt geführt worden. Auf einmal ging alles sogar ein wenig zu schnell; denn die regierende Äbtissin starb so plötzlich, daß man bei einem andern Anlaß von einem providentiellen Ereignis gesprochen hätte. Jedenfalls scheinen die Arnaulds durch den Lauf der Ereignisse einigermaßen außer Atem gekommen zu sein. Dennoch verloren sie keineswegs den Kopf. Kaum war

Madame Boulehart am 4. Juli verschieden, regelte schon Tags darauf der Generalvikar von Cîteaux, Dom Bomereau, in aller Eile an Ort und Stelle die Nachfolge, während man Angélique schleunigst aus Maubuisson herbeiholte. Noch am gleichen Abend befand sich die junge Äbtissin innerhalb der Klostermauern und nahm unter dem gebräuchlichen Zeremoniell von ihrem Lehen Besitz. Mochte der Kern der Sache noch so faul sein, die Formen wurden genauestens eingehalten. Man schrieb das Jahr 1602. Angélique war noch keine elf Jahre alt.

Großvater Marion konnte sich die Hände reiben. Doch die Freude wurde bald erheblich gedämpft, als man das Kloster erst genauer in Augenschein nahm. Port-Royal war eine recht schäbige Zisterzienserabtei. Die Gebäulichkeiten verfielen, und der Zustand des Ganzen versprach wenig Gutes; es sei denn, daß die Arnaulds, deren wirtschaftliche Lage sich gebessert hatte, Hand anlegten und ihr Geld hineinsteckten. Madame Arnauld kam, um ihrer Tochter beizustehen, das heißt das Haus zu regieren und sich über die ihrer Tochter zustehenden Rechte zu vergewissern. Zugleich mit dem unerläßlichen Einlagekapital nahm Herr Arnauld die Verwaltung der späteren Einkünfte seiner Tochter in die Hand. Wahrhaftig, die Familie kümmerte sich um Dinge, die sie nichts angingen! Aber in Anbetracht des Zustandes, in dem Port-Royal sich befand und des Umstands, daß die Kinder des Lichtes oft in Handhabung des ungerechten Mammons wenig geschickt sind, fuhren die Ordensfrauen nicht schlecht dabei.

Es waren ihrer nicht sehr viel: zehn im ganzen, darunter drei „Einfältige“ und zwei Novizen. Die reichsten unter diesen Damen trugen Masken und Handschuhe, und hielten bei Gelegenheit eine üppige Tafel; sie empfingen Besuche, verließen die Klausur und verfügten über ihr „Taschengeld“, wie es ihnen beliebte. Die Armen dagegen konnten auch im Kloster mit zwei Eiern und etwas Butter an den fleischlosen Tagen zugrunde gehen. Sie erhielten pro Jahr zwei Tragkörbe Obst, obwohl das Kloster so viel Obst hatte, daß man es nach draußen verkaufte. Wenn sie heizen wollten, mußten sie Holz auflesen gehen. Und krank durften sie nicht werden; denn die Kranken behandelte man so schlecht wie die Gesunden. Kein Wunder, daß die Diener wahrnahmen zu plündern, wo sie etwas fanden.

Bei einer solchen Vernachlässigung der klösterlichen Armut wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn die moralische Haltung gleichfalls entsprechend zu wünschen übrig gelassen hätte. Das war aber nicht der Fall. Angélique deutet nur einen einzigen bedauerlichen Fall an. Das ist bei einem solchen Zustand des Müßiggangs nicht viel. Nicht als ob Port-Royal eine Ausnahme gebildet hätte, aber es hielt sich in dieser Hinsicht doch weit besser als manche andere Klöster. Das wollte wohl Dom Boucherat sagen, als er wenig später das Kloster visitierte und im Bericht über diese kanonische Visitation bemerkt, er habe gefunden, daß die Kommunität „die Observanz gut beobachte“.

Was hatte denn Dom Boucherat gesehen? Im günstigsten Fall hatte er bemerken können, daß die Beobachtung der Ordensregel nicht so weit ging, die Seelen zum Gotteslob zu entflammen. Wohl aber hat er eine gewisse Regelmäßigkeit in Verrichtung der geistlichen Übungen festgestellt: „einen gewissen Frieden ... und Wohlanstand in der Lebensführung“. Sonst war

ihm nichts aufgefallen. Es wurde nur wenig gelesen; denn man war sich nicht bewußt, daß die geistliche Lesung eine der Grundlagen aller religiösen Bildung ist. Es scheint, daß man sich mit dem Anhören einiger Predigten zufrieden gab. Dabei waren die Predigten, welche die Beichtväter gelegentlich hielten, so armselig, „daß sie uns, obwohl wir sehr unwissend waren, zum Gelächter wurden“. Die durchreisenden Prediger waren nicht besser. Oft waren es herumziehende, ungebildete Mönche, arme Teufel auf Suche nach Almosen oder einem Essen. Sie packten ihren armseligen Vorrat frommer Beredsamkeit aus, um ihn nachher anderswo wieder feilzubieten. Es kam vor, daß auch ihr Wandel zu wünschen übrigließ.

Inmitten dieser recht durchschnittlichen kleinen Welt wachte Madame Arnauld darüber, daß das Benehmen ihrer Tochter durchaus dem entsprach, was sie als Ehrenkodex empfand und was nach ihren Grundsätzen zur Schicklichkeit und guten Verwaltung gehörte. Doch da sie nicht ständig im Kloster wohnen konnte, ernannte sie eine Priorin (bzw. ließ sie sie ernennen). Die Priorin hieß Mère Catherine Dupont, ein gutes, aber einfältiges Menschenkind, nicht gerade begabt, aber sehr brav und ihrer kleinen Oberin völlig ergeben, was in den Augen der Familie vor allem in die Wagschale fiel. Mère Dupont erreichte, daß im Hause die Ordenszucht einigermaßen beobachtet wurde. Ihr wurde wenig später eine Schaffnerin zur Seite gestellt, die von Saint-Cyr herüberkam, Madame de Jumeauville, die, zumal in den geistlichen Dingen, unglaublich unwissend war. Sie hatte über das Korn zu wachen und sich gleichzeitig der jungen Äbtissin zu widmen. Diese hatte außerdem eine Dienerin, Marie Baron, der gegenüber sie die Freundlichkeit besaß, ihr Weißbrot anstelle des ihrem Stande angemessenen Graubrotes zuzustecken.

Von Zeit zu Zeit spielte das Kind mit großem Ernst die Oberin. Einmal nahm sie sogar Profeßgelübde entgegen. Am 29. September 1602 empfing sie auf die unbegreifliche Initiative des Abbé Edme de la Croix hin (der diese ganze Familiengeschichte angezettelt hatte), die Äbtissinnenweihe, vor der selbst die Arnaulds bis dahin zurückgeschreckt waren. Diese Weihe war ähnlich den heutigen französischen 12-Uhr-Trauungen ein nach Herzenslust mondänes Fest, dessen Glanz noch durch die Anwesenheit der sattsam bekannten Madame de Maubuisson und der Äbtissin von Gif erhöht wurde, die offenbar nicht viel mehr taugte als jene. Die junge Äbtissin empfing bei dieser Gelegenheit die erste heilige Kommunion. Anschließend war „große Gesellschaft und großes Festmahl“. Muß noch eigens gesagt werden, daß die kindliche Äbtissin, die so unwissend war wie ihre Untergebenen, in keiner Weise auf diesen wichtigen Akt vorbereitet worden war? Nur ein einziger, bezeichnenderweise ein Armer, hatte überhaupt daran gedacht: ein Flickschuster, der für das Haus arbeitete, hatte Angélique ein kleines Gebetbuch geschenkt, das ihr einige Andacht vermittelte.

Die Äbtissinnenweihe hatte bei der Betroffenen keineswegs den Ordensberuf erweckt. Angélique wuchs heran und erblühte zu einer schönen Jungfrau. Das ist an sich kein Hindernis; aber die Äbtissin liebte das Spiel, den Luxus, schöne Kleider und die Kinder und lebte in einer „schrecklichen Abneigung gegen das Klosterleben“. Sie entschuldigte sich von den gemeinsamen Übungen des Konvents. Sie wird selbst (vielleicht mit einer gewissen

Übertreibung) später sagen, daß damals ihr Sinn auf Scherz und Schäkereien gerichtet war, und meint damit wohl, daß sie gern geheiratet hätte. Sie half sich, so gut es ging, über die Langeweile hinweg und las lieber im Plutarch als in ihrem Stundenbuch. Eine Zeitlang ging sie sogar so weit, ihr Ohr den Zuflüsterungen gewisser kalvinistischer Tanten zu leihen, die sie anreizten, zur Ehre Kalvins und ihrer eigenen Befriedigung aus dem Kloster auszuspringen. Angélique ging aus und empfing Besuche. Die Äbtissin von Villiers, die goldene Knöpfe an ihren Ärmeln hatte und sehr fein daherkam, machte auf sie einen großen Eindruck, als sie sie in Port-Royal besuchen kam, begleitet von einem hochwürdigen Pater und zwei stattlichen Edel-leuten. Mit einem Wort: Angélique, durch ihren Stand von der Welt getrennt, lebte im übrigen sehr nach dem Geist der Welt, und, ohne daß sie es wußte und wollte, begann man über sie zu reden, während Madame Arnauld, die in diesem Punkte sehr empfindlich war, mit entsprechenden ernsten Ermahnungen auf ihre Tochter einredete.

Dabei führte Angélique keineswegs ein sorgenfreies Leben. Sie war sich völlig über die Nichtigkeit ihrer Gelübde im klaren und litt darunter. Entschlossen, in dem Lebensstand zu verharren, den das Familieninteresse ihr zugewiesen hatte, und der weltlichen Ehre das Opfer zu bringen, das sie von ihr verlangte, wurde sie schließlich krank. Die Familie holte sie zuerst nach Paris und dann nach Andilly, und Angélique war fast überrascht zu sehen, daß man sie so gut pflegte. (Wir wollen hoffen, daß es auch einfach ihrer Person, nicht nur der einst von ihr erhofften Einkünfte wegen geschah.) Doch das Heilmittel sollte sich schlimmer auswirken als das Übel selbst. Die Äbtissin entdeckte mit entzückten Augen, wie schön die Welt war, die sie bis dahin nur durch die Abschirmung selbst ihres dürftigen Klosterlebens erraten hatte. Kurz, um nicht hinter ihren hübschen Besucherinnen zurückzustehen, ließ sie sich ein Korsett mit Fischbeinstäbchen machen. Wieder einmal zogen sich die Augenbrauen von Madame Arnauld unwillig zusammen. So verzichtete denn Jaqueline, um neuen Vorstellungen der Mutter zuvorzukommen und sie nicht zu betrüben, auf ihr modisches Korsett und bestellte, so daß es jeder hören konnte, ein einfaches weißes Kleid aus Serge ohne Fischbeinstäbchen. Monsieur Arnauld sorgte seinerseits dafür, daß alles endgültig ins Lot kam; er ließ seine Tochter eine Bestätigungsurkunde ihrer sieben Jahre zuvor abgelegten Gelübde unterzeichnen: „Ich unterzeichnete und wäre vor Wut fast gestorben.“

II

Einigermaßen wiederhergestellt kam Angélique nach Port-Royal zurück. Und da ward ihr nun die Gnade zuteil, auf die sie gar nicht gewartet hatte. Ein frommes Buch, dessen Titel sie lediglich andeutet, weckte in ihr die Frömmigkeit. Sie fühlte sich schon in dieser Richtung angezogen, als ein gewisser Kapuzinerpater Basilius nach Port-Royal kam. Er war nicht sehr gut empfohlen und nahm es mit seiner Regel nicht gerade genau. Er hatte große Dummheiten gemacht und sollte deren noch weitere begehen. Natürlich kannte man in Port-Royal seine Streiche nicht, und da er schon früher vor den Ordensfrauen gepredigt hatte, gab ihm die Äbtissin, die Predigten liebte, gern die Erlaubnis zu sprechen. „Der Pater sprach von der Menschwerdung

und der Erniedrigung des Sohnes Gottes bei seiner Geburt und in der Krippe, wo er sich, indem er Fleisch annahm, zur Nahrung der Tiere gemacht habe, denn alles Fleisch ist Heu und er verbreitete sich des weiteren über diesen Gedanken, der vom heiligen Bernhard stammt.“ Noch bevor der dürftige Prediger zum Schluß seiner Predigt gekommen war, hatte sich die „übermächtige Lust“ im Triumph der Seele Angéliqués bemächtigt. Sie würde in Zukunft nicht nur eine richtige Ordensfrau sein: sie würde eine Heilige werden. Dieses geschah an einem Märzabend des Jahres 1608, kurz vor dem Beten der Komplet.

Wir brauchen uns nicht vorzustellen, daß dieser Durchbruch der Gnade von einem Sturmesbrausen begleitet war, wie es später gegen die Mauern des heiligen Hauses andrängen sollte. Die Bekehrung der Mère Angélique hat nicht auf einem Sinai stattgefunden. Es war vielmehr ganz einfach so: mit einem Mal hatte die junge Ordensfrau ihren Beruf begriffen und ihn voll bejaht. Eine Zeitlang blieb dieses Geheimnis „zwischen ihr und dem König“. Es scheint sogar, als habe das neuartige innere Erleben, das über sie gekommen war, ihren Geschmack am Befehlen zunächst gedämpft, der ihr doch angeboren war und von dem sie in naher Zukunft wieder erstaunliche Beweise geben sollte. Es ist wahr, daß sie erst sechzehneinhalb Jahre alt und völlig unwissend war. Was sollte sie mit sich selbst und mit ihrem Kloster anfangen? Sie ermaß die erschreckende Größe der Aufgabe und zögerte — von ihrer Klugheit beraten —, ihre Gefährtinnen auf eine Höhe zu heben, auf der sie selbst bei all ihrer Entschlossenheit die größte Mühe hatte, sich zurechtzufinden. Im übrigen war sie sich mehr denn je der Irregularität ihrer Lage bewußt und hielt es für unerlässlich, mit ihrer religiösen Ausbildung ganz von vorn anzufangen. Einen Augenblick dachte sie an den Karmel, der gerade in Frankreich eingeführt worden war und wegen seiner heiligen Strenge einen hohen Ruf genoß. Bedeutende Namen zierten ihn. Angélique wäre sich unter ihnen nicht am falschen Platz vorgekommen. Aber der Karmel war die große Mode, und sie träumte keineswegs von einer Einkleidung, die Aufsehen gemacht hätte. Oder sollte sie Feuillantine werden, und zwar in Toulouse, wo die Ordensregel streng beobachtet wurde?

Angélique eröffnete sich einem Kapuziner, Pater Bernhard, der oft nach Port-Royal kam. Doch der ging nicht auf ihre Ideen ein und fing an, vor der Klostergemeinde offiziell von der Reform zu reden. Seine plumpe und wenig gewinnende Beredsamkeit kam den Nonnen völlig unerwartet und stieß sie vor den Kopf. Der Erfolg war Aufregung und Bestürzung. Wenigstens war die Frage in aller Klarheit gestellt. Die Schwestern wußten, was es geschlagen hatte, und die Äbtissin mußte, bevor sie aufgab, wenigstens den Versuch wagen, die Regularität einzuführen.

Der Widerstand kam von einer Seite, von der man ihn am wenigsten erwartet hatte. Es gab in Port-Royal unter den Ordensfrauen einige nicht mehr ganz junge, denen man in einer gewissen äußeren Beobachtung nichts vorwerfen konnte, die es aber um so besser verstanden, um sich eine absolut undurchdringliche Mauer zu errichten, die sich jedem Einfluß versagte. Diese „unbeweglichen Festungen“ blieben jedem Belebungsversuche verschlossen.

Die Priorin Catherine Dupont besaß gewiß nicht nur Fehler. Es scheint sogar, daß sie zu den weniger Mittelmäßigen gehörte; doch auch sie hatte etwas von dieser Mentalität. Sie war durchaus mit sich selbst zufrieden und empfand gar kein Bedürfnis, sich zu reformieren. Ihr genügte es, ordentlich zu leben und ihrer Äbtissin mit Verehrung zu begegnen. Sie machte auch gar kein Hehl daraus. Angélique berichtet: die Priorin gab mir meine große Jugend zu bedenken und meinte, wenn ich anderswo in der Frömmigkeit und Regeltreue aufgewachsen wäre, dann ginge es an, andere zu lehren, was ich selbst zuvor Jahre hindurch gelebt hätte. Sie verschwieg auch nicht, daß eine völlige Gütergemeinschaft bei der Armut des Klosters wenig angezeigt sei; pflegt sie doch eine schwerere Last zu sein als der Brauch, kleine persönliche Einkünfte zu gestatten. — Das war gar nicht so übel argumentiert. Der Wille, in Ruhe gelassen zu werden, gibt manchmal treffende Antworten ein. Jedenfalls wußte Angélique nicht, was sie auf so schlagende Argumente antworten sollte. Alles was sie tun konnte war, mit der klösterlichen Armut immer mehr ernst zu machen, mehr zu beten und möglichst viel Buße zu tun. In ihren Bußübungen war sie oft ohne die nötige Klugheit. So ließ sie sich glühendes Wachs über die Hände laufen, sie legte die Manschetten ab, so daß der rauhe Stoff der Ärmel ihre Handgelenke wundscheuerte, und ähnliches mehr.

Gewiß, die Älteren zuckten bloß mit den Achseln. Aber bei den Jüngeren, die noch nicht so „geformt“ waren und noch keine Gewohnheiten zu überwinden hatten, waren Herz und Geist zugänglicher. Sie begannen auf das Beispiel ihrer Oberin zu schauen. Sie erkannten, daß Vollkommenheit nicht mit Stagnation gleichbedeutend sei; und daß, wenn es auch die unbewegte Ewigkeit als Ziel zu erobern galt, es keineswegs nötig war, schon jetzt diese Unbeweglichkeit in einer Sklerose des ganzen geistlichen Lebens vorwegzunehmen. Was sie vor allem traf, war das stumme oder doch sehr zurückhaltende Beispiel ihrer Oberin. Nach und nach schlossen sich ihr einige dieser „Eitlen“ an. Dies geschah nicht, ohne daß sie von den „Regeltreuen“ bespitzelt wurden. Kein Wunder, daß sich nach einiger Zeit als erstes Ergebnis der Reform eine Spaltung der Gemeinde abzeichnete. Mère Dupont hatte allen Grund zu denken: dieses Reformieren bringt wirklich allerlei durcheinander!

Inzwischen schaltete sich Monsieur Arnauld persönlich ein. Die neue Klosterordnung war von einer solchen Härte, daß selbst Angélique darüber erschrak. Pater Bernhard beging die neuerliche Ungeschicklichkeit, sie dem Generalvikar von Cîteaux und Abt von Morimond, Dom Masson, mitzuteilen. Dieser, ein intimer Freund von Monsieur Arnauld, unterließ nicht, seinen Freund davon zu unterrichten. Kurz darauf erschien Vater Arnauld, um seine Tochter abzuholen. Ein Aufenthalt in Andilly würde die Dinge schon wieder ins Lot bringen; denn diese „Reform“ ließ ihn nichts Gutes ahnen. Nervös und gereizt nahm er sich Angélique vor, schimpfte auf den Kapuziner und wurde schließlich vor Wut und Ekel richtig krank. Die ganze Familie mischte sich ein. Mit Entsetzen brachte man heraus, daß die Äbtissin, die in ihren Kleidern schlief, sich Läuse zugezogen hatte. In einem unbeschreiblichen Lärmen und Schreien wollte man wissen, ob denn die Frömmigkeit im Schmutz bestehe. Der Abt von Morimond stimmte in

den Chor ein. Ohne sichtlichen Grund beschimpfte er die Kapuziner als „Mucker, Heuchler und Frömmeler“. Angélique trotzte, erschöpft und selbst krank, dem Ansturm und blieb unerschütterlich.

Nach Port-Royal zurückgekehrt, fühlte sie sich am Ende ihrer Kraft. Es schien, daß die älteren Nonnen niemals nachgeben würden. Da geschah das Unerwartete: die Priorin, die offenbar kein gutes Gewissen hatte, streckte plötzlich, wie von Gottes Geist berührt, die Waffen. Ja noch mehr: sie zog den größten Teil des Konvents mit sich. Nun hieß es für Angélique, keinen Augenblick zu verlieren. Sogleich wurde völlige Gütergemeinschaft in allen Dingen beschlossen, und dieser Beschluß war um so verdienstlicher, als bei einigen Besitzenden die Begeisterung nicht gerade sehr groß war. Am vorgesehenen Datum, dem Benediktus-Tag 1609, brachten alle Ordensfrauen das heroische Opfer „ihrer Kassetten und all ihrer Habe“. Auch eine einfältige, taube Schwester machte mit, ohne recht zu wissen, worum es eigentlich ging.

Nur zwei Nonnen dachten nicht daran nachzugeben. Die eine, Mère Mulot, gehörte zu der Art halsstarrer und unbelehrbarer Frauen, mit denen zu verhandeln völlig sinnlos ist. Man bat sie, wenigstens still zu sein; doch auch das konnte und wollte sie nicht. Sie machte sich und andern das Leben schwer. Schließlich zog sie in ein anderes Kloster. Sie starb, heißt es, „mit großer Anerkenntnis ihrer Fehler“. Das wäre jedenfalls kein geringer Triumph der Gnade gewesen.

Madame Morel, ihre Gefährtin in der „Widerstandsbewegung“, war eine von den Frauen, die zu allen Opfern bereit sind, mit Ausnahme eines Punktes, von dem sie, mag er noch so absurd sein, niemals lassen wollen. Sie schloß sich der Kommunität an und brachte all ihre Habe zum Opfer, mit einer einzigen Ausnahme: sie besaß einen kleinen Garten. Den hatte sie in ihr Herz geschlossen. Sie wurde aufgefordert, den Schlüssel herauszugeben. Sie weigerte sich. Man bat und bestürmte sie. Ein Kapuziner zögerte nicht, sich vor ihr auf die Knie zu werfen, um sie zum Nachgeben zu bewegen (eine dramatische Szene; aber sie beleuchtet die Atmosphäre, in der sich die Reform abspielte). Alles war umsonst! Bis eines Tages, wie das so zu gehen pflegt, Mère Morel völlig ungebeten, den Schlüssel dem Kapuziner aushändigte mit dem Auftrag, ihn der Frau Äbtissin zu übergeben, die sich, schlau wie sie war, wohl hütete, den Begleitbrief zu öffnen. „Ein Wunder ist geschehen!“ rief Schwester Anna vom heiligen Augustin aus. Die Beobachtung der klösterlichen Armut war gesichert.

Blieb das Problem der Klausur. Bei der Frage der Gütergemeinschaft hatte die Äbtissin eine große Langmut an den Tag gelegt. Sie war mit Milde und Überredung zu Werk gegangen. Diesmal glaubte sie, autoritativ entscheiden zu können. Sie spürte, daß sie den Konvent genügend in der Hand hatte und gab bekannt: in Zukunft würden Besuche nicht mehr im Haus, sondern nur noch im Sprechzimmer empfangen. Diese Regel dulde keine Ausnahme und gelte für Monsieur und Madame Arnauld so gut wie für jeden andern. Es war nur folgerichtig, wenn sie selbst das Beispiel gab. Aber war nicht zu befürchten, daß ihre Familie diesen Entschluß als Herausforderung empfand? Bald ahnte die Äbtissin, welche Folgen dieser Schritt haben konnte. Sie zog Pater Quersaillou zu Rate. Dies war ein Zisterzienser,

der kurz nach Angélique's Rückkehr nach Port-Royal gekommen und für die Reform gewonnen war. Er hatte den besten Willen von der Welt, aber machte im übrigen eine Dummheit nach der andern. Er riet zu stolzer Unbeugsamkeit. Angélique wußte auch, was sie wollte: aber sie kannte die Ihren und legte Wert darauf, daß die Form gewahrt würde. Sie ließ also ihre leibliche Schwester, Madame Le Maître wissen, „daß im Falle sie beabsichtigten, ihr die Ehre eines Besuches zu geben, sie es nicht übel vermerken möchten, wenn sie sie im Sprechzimmer empfänge“. Andernfalls „würde sie sich im Gewissen verpflichtet fühlen, ihnen den Eintritt zu verweigern“. Madame Le Maître kannte ihren Vater. Sie hielt es für klüger, die Mutter zu informieren, die sich ihrerseits wohl hütete, Monsieur Arnauld direkt etwas zu sagen. Aber Vater Arnauld erfuhr es schließlich doch. Er beschloß, das ganze Gewicht seiner väterlichen Autorität einzusetzen, und meldete ohne weitere Umstände seinen Besuch für den 25. September an.

Das Drama, das nun folgte, ist bekannt: die Äbtissin vergewisserte sich, ob alle Türen fest verschlossen waren, dann steckte sie die Schlüssel zu sich. Bald darauf traf Vater Arnauld ein und klopfte an das Tor. Angélique erwartete ihn. Aber anstatt öffnen zu lassen, hielt sie sich hinter dem Gitter eines Schalters oder Gucklochs. Mehr tot als lebendig stand sie ganz allein ihrem Vater gegenüber. Ihre Mitschwestern hatten die Flucht ergriffen. Und nun kam es zu dem großen Auftritt: Monsieur Arnauld wurde ungeduldig, er klopfte und schrie. Die Familie schloß sich ihm an.

Angélique aber blieb wie versteinert. Sie sei bereit, den Vater zu empfangen, wenn es im Sprechzimmer geschehen könne; aber nirgends sonst. Vergebens regten sich die Nonnen mit wehenden Schleiern auf, allen voran Mère Morel, die immer noch die Geschichte mit dem kleinen Garten nicht vergessen konnte. Die Äbtissin, die sich bewußt war, daß der Augenblick gekommen war, wo es um Sein oder Nichtsein ging, gab ihnen zurück: „Es ist wirklich zum Lachen. Sie haben mich mit neun Jahren zur Nonne gemacht, als ich nicht die geringste Lust dazu hatte, und nun, wo ich im Ernst als Ordensfrau leben will, wollen sie, daß ich es um den Preis der Regeltreue tue!“ Es heißt, sie habe in diesem Stil noch eine Weile fortgefahren und sogar die Bibel zitiert, was in einer solchen Lage wahrhaftig nicht wenig Kaltblütigkeit voraussetzt.

Es ist uns nicht überliefert, was Monsieur Arnauld darauf zu erwidern wußte. Er verfiel auf die grobe Auskunft, die Herausgabe seiner beiden andern Töchter Jeanne und Marie zu verlangen, die sich gleichfalls in Port-Royal aufhielten. Offenbar wollte er sich in dem Augenblick gewaltsam Zutritt verschaffen, da die Schwestern herauskommen würden. Aber man ließ sie durch die Kirche zu ihm heraus. Und als sie erst bei der Familie waren, nahmen die beiden mutig für Angélique Partei. Mitten in dem Streiten und Schreien zitierten sie sogar die Bestimmungen des Konzils von Trient. Aber, wie man sich denken kann, erwischten sie nicht die richtigen und wurden prompt abgewiesen.

Des Haders müde, gab Monsieur Arnauld schließlich nach. Er begab sich ins Sprechzimmer. Dort erwartete ihn Angélique; aber sie stand hinter dem Sprechgitter. Der arme Mann war neuerdings geschlagen. Er begann zu reden, und aus seinen Worten sprach ein solcher Schmerz, daß die junge

Äbtissin, am Ende ihrer Kraft, in Ohnmacht fiel. Wieder fing die Familie zu schreien an. Die erschreckten Nonnen ahnten nicht, daß es sich diesmal um Hilferufe handelte, und hielten es für klüger, sich nicht einzumischen. Niemand kam. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie sich hervorwagten. Als sie endlich kamen, konnten sie sehen, wie ihre junge Äbtissin, nahe dem Gitter auf einem Ruhebett liegend sich friedlich mit ihrem Vater unterhielt, dessen Zorn auf einmal verflogen war.

In diesem Augenblick betrat Pater Quersaillou die Szene. Der gute Mann, der zum äußersten Widerstand geraten hatte, fand es vorteilhafter, sich in der entscheidenden Stunde in sicherer Entfernung zu halten. Doch als er hörte, daß die Schlacht gewonnen sei, wandelte ihn plötzlich der Heroismus an, und es drängte ihn, der Gnade zu Hilfe zu eilen. Er durchschritt die Sicherheitszone und gedachte den Versammelten seine Gründe darzulegen. Doch das hieß, die Familie Arnould schlecht kennen. Er bekam einige Wahrheiten zu hören, die er sich an den Hut stecken konnte. Beschämt zog er ab und war froh, wieder draußen zu sein. Monsieur Arnould, der ihm nicht zuletzt kräftig die Meinung gesagt hatte, hatte dabei doch die Zeit gefunden, festzustellen, daß der gute Mann reichlich jung erschien, um Nonnen Beicht zu hören. Bei gelegener Zeit wird er sich dessen erinnern.

III

Um das Ausmaß einer Reform richtig einzuschätzen, die von Port-Royal aus einen großen Teil des monastischen Frankreich beeinflussen sollte, mußte der Zustand einer Abtei in die Erinnerung gerufen werden, die nach den Krisen des ausgehenden Mittelalters, nach der Renaissance und den Religionskriegen nicht zu den schlechtesten gehörte. Die Reform lag übrigens in der Luft. Männer wie Bérulle, Vinzenz von Paul und Bourdoise dachten genau wie Mère Angélique. Der Fall von Port-Royal ist nur von besonderer Anschaulichkeit: die Persönlichkeit seiner Äbtissin, die Umstände ihres Aufstiegs und ihre Haltung bei der Reform spielen dabei keine geringe Rolle, noch ehe der Streit um den Jansenismus entbrennt. Allerdings ist zuzugeben, daß die Geschichte der Abtei, wie sie auf uns gekommen ist, den heutigen Kritiker vor keine leichte Aufgabe stellt. Sie ist hinterher von Annalisten geschrieben worden, denen es darum zu tun war, die Heldenhaftigkeit ihrer Heiligen inmitten einer durch die Prüfungen überhitzten Atmosphäre sicherzustellen. Der Ton mancher Berichte, manche für die Psychologie der handelnden Personen aufschlußreiche Einzelheiten umgeben das fromme Haus mit dem Glanz der Heiligenlegende. So groß und liebenswert ersteht es in seiner unbeugsamen Strenge vor unsern Augen, daß wir in der Unmöglichkeit, die Zuverlässigkeit der Berichte nachzuprüfen, sie einfach mit Entzücken hinnehmen, wie sie sind. Dennoch bleibt wahr, daß Port-Royal trotz der tragischen Abenteuer, in die es später geriet, und bevor Monsieur de Rancé sein großes Reformwerk begann, eine Zeitlang einfachhin das beispielhafte Kloster der zisterziensischen Reform im 17. Jahrhundert gewesen ist.

Tatsächlich hat sich das wahre Leben der Abtei nicht außerhalb, sondern innerhalb der heiligen Umfriedung abgespielt, innerhalb derer die Ordensfrauen nunmehr leben und sich, ihres Standes bewußt, dem Dienst

Gottes widmen. Die authentische Äbtissin von Port-Royal ist keineswegs die ungestüme, herrschsüchtige Person, als die man sie sich gewöhnlich vorstellt. In der Beziehung haben die sensationellen Ereignisse in der Geschichte Port-Royals ihr ohne Zweifel Unrecht getan. Jedenfalls ist sie im Augenblick weiter nichts als die allzu junge Vorgesetzte eines Konventes, der noch nicht übermäßig eifrig nach einer Reform strebt, den sie aber mit Tugend und Intelligenz dem von ihr erkannten Ziele sicher entgegenführt.

Die Bilder zeigen sie uns in Nonnentracht: das verständige, ernste Gesicht vom weißen Brustschleier umschlossen, dazu ein schwarzer Schleier und ein schwarzes Skapulier (das später von einem weißen mit einem roten Kreuz gezierten abgelöst wird). Ein weißes, sackförmiges Kleid, von einem Gürtel zusammengehalten, an dem ein mächtiger Rosenkranz hängt. Dazu ein weißer faltenloser Chormantel. Das Ganze, darauf legte Angélique Wert, war sehr ärmlich und vielfach geflickt, manchmal geradezu aus lauter Flecken zusammengesetzt, so daß zwei Ordensfrauen, die nach ihrem Rezept gekleidet gingen, als wahre „Ungeheuer“ wirkten. Die Kleidungsstücke selbst bestanden „aus jenem groben, dicken, wachsgelben Stoff, der, wenn er schmutzig war, sich klebrig anfühlte“. Anfangs hatte man selbst gegen die Wolle, die berühmte Zisterzienser-Wolle Bedenken. Ursprünglich waren nämlich die Hemden aus dem gleichen Stoff, aus dem die Pferdeplanen gemacht wurden. Er war so schwer, daß es Mühe machte, diese Kleidungsstücke zu tragen. Und doch galt dieses grobe Gewebe noch als Luxus, denn durch die Abnutzung wurde es glatt. Darum bestimmte Angélique, daß die altgewohnte Leinwand weiter zu tragen sei, die den Vorteil hatte, stets rauh zu bleiben. Wurde dieser Stoff, wie man ihr vorhielt, leicht schmutzig und zog das Ungeziefer an, so war es keiner verwehrt, ihn eben öfter zu waschen. — Wie weit ist das alles von jenem mondänen Fischbeinkorsett! — Alles übrige atmete den gleichen Geist: die Äbtissinnenzelle stand der Oberin nur dann zur Verfügung, wenn sie keine Kranken unterzubringen hatte, was selten genug vorkam. Ihr Bett bestand aus einem „alten halbverfaulten Strohsack samt einer unbestimmbaren, schmutzigen Decke“. Bei Tisch tat sich Angélique äußersten Abbruch und schränkte heimlich ihr kärgliches Mahl immer mehr ein, bis sie schließlich ihre Schwestern überredete, der ständigen völligen Enthaltung von Fleischspeisen zuzustimmen.

Die große Lebensstrenge, mit der sie ein Beispiel geben wollte, verband sich bei der jungen Äbtissin mit einer ganz großen Güte. Die junge Oberin, die kaum zwanzig Jahre zählte, verstand die Kunst zuzuwarten. Sie hatte sich die Diskretion zum obersten Grundsatz der Führung erwählt: Maß halten und Ehrfurcht haben vor den ihr Anvertrauten. In dieser Haltung, die ihr die Zisterzienserregel nahelegte, sah sie das Geheimnis eines glücklichen Gemeinschaftslebens.

Gütig gegen die auswärtigen Armen, die sie gern speiste, wobei sie ihnen aus einem frommen Buche vorlas, war sie besonders innerhalb des Hauses, wo dies weniger Aufsehen erregte, voll Liebe und Aufmerksamkeit. Sie machte, was damals unerhört und auch heute nicht alltäglich ist, keinen Unterschied zwischen Chorfrauen und Laienschwestern. Dabei war sie froh und heiter wie alle ihresgleichen, von echter Frömmigkeit und, wie es sich versteht, genau in der Einhaltung der frommen Übungen. Ihre Entschei-

dungen hatten Hand und Fuß und hielten sich von allem Mystizismus fern. Sie paßten zu ihrer klaren und bestimmten Art. Es scheint, daß sie allen auffallenden Formen der Frömmigkeit mißtraute. Tatsächlich hört man im Kloster von Port-Royal nur ganz ausnahmsweise von derlei Dingen, während seine Anhänger draußen ganz anders darin schwelgten. „Wenn Gott mich auch töten würde“, sagte Angélique, „ich würde dennoch auf ihn hoffen.“ In diesen Worten liegt ihre ganze innere Haltung. Kein Zweifel, daß sie absolut aufrichtig war.

Damals, im Mai 1610, legte sie ihre zweite und eigentliche Profess ab. Die Äbtissinnenweihe dagegen wurde nicht wiederholt. Im Grunde ihres Herzens dachte sie noch immer daran, ihr Kloster zu verlassen. Die Pflicht, Ordensfrauen zu leiten, war ihr ehrlich eine Last. Wenigstens versuchte sie „den Druck dieser Last zu erleichtern, indem sie die Last der Liebe vermehrte“.

Es war tatsächlich eine Last für sie. Es ist schon nicht leicht, sich selbst auf dem Weg der Vollkommenheit zu halten. Andere darauf zu führen, ist um vieles schwieriger, zumal, wenn man nichts verderben will und eine junge Äbtissin mit wenig Erfahrung ist und das bißchen Erfahrung unter wenig günstigen Verhältnissen gesammelt hat. In Männerklöstern regeln sich die Fragen der Führung meist ziemlich einfach, wenn es auch dort einer behutsamen Hand bedarf. In Frauenklöstern dagegen braucht es eine geistliche Leitung, die Erfahrung mit theologischem Wissen verbindet. Wer Ordensfrauen leiten will, muß so selbstlos und intelligent sein, um ein Ideal zu verstehen, das nicht immer sein eigenes ist, und so taktvoll, daß er jede Beunruhigung vermeidet. Er muß die Geduld haben, die unbedeutendsten Klagen anzuhören. Kurz, er muß sich vollständig auf die komplizierte Psychologie weiblicher Konvente verstehen. Andernfalls werden die Ordensfrauen nicht wissen, woran sie sind, und vom weiblichen Trieb nach Neuerungen getrieben, sich dem erstbesten durchreisenden Geistesmann anvertrauen. In dieser Beziehung empfand die Äbtissin lebhafteste und durchaus berechtigte Befürchtungen. War sie anfangs zögernd, so trugen die Ereignisse bald dazu bei, ihr Klarheit zu geben. Sie war seltsamerweise der Auffassung, daß für diese Aufgabe Weltpriester den Ordensleuten vorzuziehen seien. Sie hatte offenbar ihre Gründe, die für die Ordensleute nicht gerade schmeichelhaft waren. „Ich habe eingesehen, daß die Leitung von Frauenklöstern den Mönchen selbst nicht guttut. Sie lassen sich verwöhnen, suchen zu herrschen, verwickeln sich in Intrigen, fallen zur Last und werden schließlich davongejagt ... Diese Mönche gewinnen Einfluß auf den Geist der Schwestern, machen sie ihren Oberinnen abspenstig, um sie in der Hand zu haben und sich unentbehrlich zu machen. Diese Parteiungen und Parteilichkeiten führen zum völligen Ruin des klösterlichen Geistes.“ — Man muß sagen: die Frau Äbtissin verstand zu beobachten. Es ist wahr, sie verdankte diese Gabe einer Reihe von wenig gewöhnlichen Erfahrungen, die ihr halfen, in dieser Frage sehr bestimmte Anschauungen zu haben.

Die Mönche ihrerseits gaben es ihr reichlich zurück und sahen voll Wut auf diese „Beghinen“, diese „Schismatiker“ und „Neuerer“, welche die guten, alten Ordensbräuche untergruben.

Die zahlreichen Priester, die sich vorübergehend mit der Betreuung des Konventes befaßten, waren von der verschiedensten Herkunft. Die einen predigten im Kloster und zogen wieder weiter. Andere richteten sich als Beichtväter für dauernd ein. Nur einige besaßen die nötigen Gaben. Die meisten blieben, besonders in den Anfängen, nur für kurze Zeit. Ihre Galerie zeigt jämmerlich grelle Farben und beleuchtet bei aller Unvollständigkeit die Sitten der Zeit und erweist, wie sehr eine allgemeine Reform des Klerus notwendig war.

Es gab einige rühmliche Ausnahmen. Pater Archangelus von Pemboke, Engländer von Geburt, entstammte einer katholischen Adelsfamilie. Er war vor der Verfolgung aus seiner Heimat geflohen und hatte sich in Paris den Guisen angeschlossen. Nach seinem Eintritt bei den Kapuzinern spielte er in seinem Orden bald eine bedeutende Rolle. Dieser Ordensmann, der sich rückhaltlos der Reform anschloß und dennoch kein Bedenken trug, in der Welt zu verkehren, war wegen seines gesunden Urteils und seiner Lebensstrenge sehr geschätzt. Er war, berichtet Angélique, ein Mann von ausgezeichnetem Geist, eine majestätische Erscheinung und seiner hohen Abstammung durchaus würdig. Sein einziger Fehler in den Augen der Äbtissin war, daß er zu den Kasuisten hinneigte. Aus den uns bekannten Gründen gab er den Rat, vor Ordenspriestern auf der Hut zu sein, die Kapuziner nicht ausgenommen, was immerhin eine schöne Unabhängigkeit des Geistes beweist. „Selbst wenn sie mit Engelszungen predigten, hätten sie damit noch nicht die Gabe, sich auch gut aufzuführen.“ Er behielt die Reform von Port-Royal auch aus der Ferne im Auge und war immer um die „kleine Äbtissin“, wie er sie in seinen Briefen nannte, väterlich besorgt. Durch ihn verbreitete sich im Konvent der Duft einer wahrhaft salesianischen Anmut. Eine seiner ersten Aufgaben war, Angélique endgültig mit ihrem Vater auszusöhnen, der noch immer mit einer gewissen Bitterkeit an das Vergangene dachte. „Denn“, so sagte Pater Archangelus, „die Religion zerstört das Recht der Natur nicht, sondern verfeinert und entfaltet es.“

Pater Archangelus führte den Pater Eustachius vom heiligen Paul, einen Feuillant, in Port-Royal ein, der gleichfalls mit Monsieur Arnauld befreundet, die Familie über die Entwicklung des Konventes beruhigen konnte. Vor allem besaß dieser Geistesmann aus der Umgebung der Madame Acarie ein Maß von Erleuchtung, daß die Äbtissin keinen seinesgleichen kannte. Zu wiederholten Malen konnte er seinen geschätzten Rat beisteuern.

Der Jesuit Suffren, künftiger Beichtvater der Maria de Medicis und des Königs, war in jenen Jahren der dritte bedeutende Seelenführer der Ordensfrauen. Aus seinen Briefen spricht ein Mann, der mit seiner Zeit hausälterisch umgehen mußte, war er doch sehr in Anspruch genommen. Aber er war eifrig darauf bedacht, den Ordensfrauen seine Erfahrung zugute kommen zu lassen. Er war ein „guter Mann ... und sprach im Beichtstuhl und auf der Kanzel mit so viel Frucht, daß es heißt, das ganze Haus sei wie umgewandelt gewesen, seit er dorthin gekommen war.“ Anfangs sah er ohne Neid auf die Tätigkeit der Oratorianer. Aber schließlich fand er Mißfallen daran, daß ihre Kollegien denen der Jesuiten Konkurrenz machten.

Die frommen Frauen von Port-Royal zogen viele Berufe nach sich. Alle Seelen, die sich nach einem Ordensleben sehnten, das dieses Namens wür-

dig war, blickten zum Tal der Chevreuse. Angélique nahm sie mit Freuden auf und schaute weder auf Rang noch Vermögen. Ihr war es sehr zuwider, um ihre Töchter zu schachern, und sie dachte, es sei Simonie, Geld zu fordern, um Nachwuchs zu bekommen. Aber als praktische Hausfrau fügte sie lächelnd hinzu: „Im übrigen war es mir sehr recht, wenn welche zu uns kamen, die vermögend waren.“

Tief durchdrungen von dem hohen Wert einer Lebensform, die für sie sehr genau mit einem Noviziat der Ewigkeit zusammenfiel, war Angélique vor allem darauf bedacht, in ihrer eigenen Familie die Berufe zu fördern, die sie zu erkennen glaubte.

Eine ihrer Schwestern nach der anderen trat in Port-Royal ein: zuerst Jeanne, dann Marie-Claire, dann Anna. Wir müssen uns aus Raumgründen leider versagen, deren jeweilige Berufsgeschichte zu erzählen.

Doch der Nachwuchs kam nicht aus der Familie Arnauld allein. Eines Tages meldete man der Äbtissin, daß ein ganzer Wagen mit Mädchen aus Chartres eingetroffen sei, die alle in die Abtei einzutreten wünschten. Die Äbtissin ging zu ihrer Begrüßung hinaus und erkannte mit einem Blick, daß die letzte von allen die einzig Berufene sei. Sie wurde ohne weiteres zugelassen, obwohl sie mit zeitlichen Gütern nicht gesegnet war. Die übrigen flößten ihr weniger Vertrauen ein. Sie glaubten, da sie fromm und nicht mehr jung waren, sie hätten ein Recht auf das Kloster und dürften nicht abgewiesen werden. Aber sie kamen an die Unrechte. Sie wurden heimgeschickt. Die junge Erwählte hieß Marie Suireau, die unter dem Namen Marie des Anges eine große monastische Laufbahn erfüllen sollte.

Diese „Schäfflein“, wie Pater Archangelus sie nannte, lasen den „Spiegel des Ordenslebens“, die Selbstbiographie der heiligen Theresia, den „Mantel des Bräutigams“, ein Titel, der niemanden zu verwundern braucht, wenn man an die gezielte Sprache der zeitgenössischen Präzisen denkt. Sie hielten ihre Betrachtung während einer der Messen, denen sie beiwohnten. Diese Übung war mit keiner komplizierten Methode verbunden; denn, so hieß es, „das innere Gebet ist nicht Menschen-, sondern Himmelsgabe“. Unter der Leitung der Mère Agnès fühlte man sich wenig zu hohen „mystischen Gipfeln“ emporgetragen. Aber es waren nicht mehr die ahnungslosen Nonnen der Anfänge, denen jede geistliche Bildung abging.

Um 2 Uhr früh stand man auf und begann das Chorgebet, das täglich mit vielen sonstigen Gebetsübungen verquickt war. In der Küche taten die Chorfrauen die niedrigsten Dienste unter der Leitung einer Laienschwester, der man wie einer Herrin gehorchte. Sie fegten die Kreuzgänge, jäteten den Gemüsegarten. Bei den Mahlzeiten wurde der Chormantel getragen, denn das Refektor ist ein offizieller Raum des Konventes und verlangt strenges Zeremoniell. Die Prozessionen „ließen an den Himmel denken“ und die Beerdigungen waren schöner als die des Königs Heinrich. Wohl machte die ungesunde Lage in der Talmulde den Schwestern gesundheitlich zu schaffen, doch war alles so gut und froh geregelt, daß ein braves Mädchen aus der Abtei von Leau bei Chartres, die in Port-Royal zu Besuch weilte, kaum fassen konnte, was sie hier sah. Sie sagte immer wieder: sie habe gar nicht gewußt, was Ordensleben eigentlich sei. Man müsse nach Port-Royal kommen, um es zu erfahren. Das große Werk war geglückt.